

**HEYNE <**

### *Das Buch*

Ein US-amerikanischer Diplomat wird in einem Budapester Restaurant vor den Augen seiner Frau Sophie erschossen. Ein CIA-Analytiker mit libyschen Wurzeln taucht ab und verschwindet spurlos. Kurz darauf wird ein zweiter Diplomat ermordet, diesmal in Kairo: Der Arabische Frühling wirbelt die Machtverhältnisse in Nordafrika durcheinander und fordert Opfer auf allen Seiten.

Sophie vermutet die Drahtzieher des kaltblütigen Mordes an ihrem Mann in Kairo und will sie ausfindig machen. Währenddessen arbeitet man bei der CIA fieberhaft daran, eine außer Kontrolle geratene Operation zu vertuschen, die libysche Rebellentruppen genauso einschließt wie ägyptische Nachrichtendienste und vom Radar verschwundene amerikanische Informanten. Und Sophie findet sich plötzlich im Auge eines Sturms aus Gewalt und Verrat wider.

»Die Kairo-Affäre« führt in die paranoide Welt der Geheimdienste, in der Information das wertvollste Gut und Vertrauen die härteste Währung ist. Ein Politthriller, mit dem Olen Steinhauer seinen Ruf als Meister des temporeichen wie anspruchsvollen, hoch aktuellen wie zeitlosen Spionageromans untermauert.

### *Der Autor*

Olen Steinhauer ist in Virginia aufgewachsen, hat mehrere Jahre in Kroatien, Tschechien, Italien und Ungarn verbracht und lebt zurzeit mit seiner Familie in New York. Für seine Romane wurde er zweimal für den Edgar Award nominiert. Auf Deutsch erschien von Steinhauer bereits die Milo-Weaver-Trilogie *Der Tourist*, *Last Exit* und *Die Spinne*, deren Finale – wie auch *Die Kairo-Affäre* – monatelang auf der KrimiZEIT-Bestenliste stand.

OLEN  
STEINHAUER

DIE  
KAIRO  
AFFÄRE

THRILLER

Aus dem Englischen  
von Rudolf Hermstein

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE CAIRO AFFAIR  
erschien bei St. Martin's Press, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 09/2015  
Copyright © 2014 der Originalausgabe by Olen Steinhauer  
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Karl Blessing Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2015 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2015  
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München  
Umschlagabbildung: shutterstock.com (javarman; Frenzel)  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43814-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## Sammelstrategien

Die erste Entführung ereignete sich am 19. Februar 2011 in London, zwei Tage nach dem »Tag der Revolte«, und im Lauf der folgenden zweiundsiebzig Stunden kam es zu ähnlichen Vorfällen in Brüssel, Paris und New York. Ganze drei Tage, und fünf politisch aktive Libyer waren vom Angesicht der Erde verschwunden: Yousef al-Juwali, Abdurrahim Zargoun, Waled Belhadj, Abdel Jalil und Mohammed el-Keib.

In Langley erfuhr man von all diesen Entführungen auf den üblichen Wegen – Updates von den anderen Diensten, abgefangene E-Mails, RSS-Feeds und besorgte Berichte von Freunden und Kollegen –, doch irgendwie entging den Computer-Algorithmen, dass es sich vermutlich um eine konzertierte Aktion handelte. Erst ein Rechercheur im Office of Collection Strategies and Analysis, Jibril Aziz, erkannte den Zusammenhang. Selbst gebürtiger Libyer, war er darauf trainiert, Zusammenhänge zu entdecken, wo andere nicht hinsahen, und sein Eifer führte dazu, dass er manchmal Zusammenhänge vermutete, wo es keine gab.

Jibril arbeitete im Original Headquarters Building der CIA in einem Büro, das die Größe von dreien hatte, denn 1991 war ein Kontraktor engagiert worden, der die an ein Zuchthaus der 1950er-Jahre erinnernde Raumaufteilung geändert

hatte: Er hatte zwei Mauern eingerissen, wodurch schließlich alle Angehörigen der Nordafrika-Abteilung der Collection Strategies zusammengebracht wurden. Jibril war einer von fünfzehn Analysten in diesem lang gestreckten Raum, von denen jeder halb hinter Raumteilern verborgen war. Manchmal versammelten sie sich allerdings an der jahrzehntealten Kaffeemaschine, um Probleme zu erörtern und Witze über den Blick aus ihren Fenstern zu machen, der weitgehend von geometrisch beschnittenen Rhododendronbüschen verstellt war, obwohl sie, wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellten, einen Blick auf den belebten Parkplatz erhaschen konnten. Mit dreiunddreißig Jahren war Aziz der jüngste Analyst in den Collection Strategies.

Bevor er am 22. Februar auf den Fall der verschwundenen Libyer gestoßen war, hatte Aziz in der Mittagspause verzehrt, was seine Frau Inaya ihm mitgegeben hatte, und die Übersetzung einer gerade im Radio übertragenen Rede Muammar Gaddafis überprüft, in der er über eine Stunde lang über »Ratten und Agenten«, »Ratten und Katzen« und »diese Ratten, die die Tabletten genommen haben« hergezogen war.

*Wenn sie nicht Gaddafi folgen, wem würden sie dann folgen? Jemandem mit Bart? Unmöglich. Das Volk ist auf unserer Seite, unterstützt uns, das ist unser Volk. Ich habe es nach oben gebracht. Überall rufen sie Parolen zur Unterstützung Muammar Gaddafis.*

Nach dieser deprimierenden Arbeit versuchte er, sich mit den auf Libyen bezogenen Berichten abzulenken, die überraschend eingegangen waren, und hatte darin nach etwas Positivem gesucht, das seine Stimmung hätte heben können. Dabei stieß er auf die verschwundenen Libyer, und beim Lesen war ihm, als sei ein Licht angeschaltet worden. Das war etwas

greifbar Reales nach dem wahnhaften Geschwafel eines Diktators, und er empfand die ästhetische Begeisterung, die jeden Forscher überkommt, wenn er Zusammenhänge entdeckt, wo vorher nichts dergleichen zu erkennen war.

Aber da war noch mehr: Stumbler.

Um mit seinem direkten Vorgesetzten zu sprechen, musste Aziz den Flur entlanggehen, sich gegen den scharfen Geruch des Desinfektionsmittels wappnen und eine laute Treppe hinaufsteigen, dann in Jake Copelands Vorzimmer warten, wo er oft mit Rechercheuren aus Europa und Südamerika plauderte, die alle darauf warteten, ein paar Worte mit dem Boss zu wechseln. Wegen des Zustands der Welt berichtete die Asien-Abteilung seit Kurzem direkt an Copelands Vorgesetzten, sodass abgesehen von den wöchentlichen Berichten niemand wirklich wusste, was in diesem Teil der Welt vor sich ging.

»Sie machen es«, sagte Aziz und breitete fünf Seiten auf Copelands Schreibtisch aus, jede mit einem Foto, zehn Zeilen Biografie und den Umständen des Verschwindens.

»Es?«, fragte Copeland.

»Stumbler, Jake. Es *läuft*.«

»Jetzt beruhigen Sie sich erst mal.«

Aziz setzte sich schließlich und zeigte mit einem langen braunen Finger der Reihe nach auf jedes der Gesichter. »Eins, zwei, drei, vier, fünf. Alle verschwunden, genau wie es in dem Plan steht. Das ist Stufe eins, exakt.«

Copeland runzelte die Stirn und rieb sich mit dem Handballen ein Auge.

»Schauen Sie in Ihre Mailbox«, sagte Aziz. »Ich habe Ihnen den Bericht geschickt.«

Copeland lehnte sich zurück und rief seine E-Mails auf. Er

scrollte sich zu Aziz' Bericht durch. »Ziemlich langatmig, oder?«

»Ich warte.«

Seufzend fing Copeland an zu lesen.

**22. Februar 2011**

**AKTENNOTIZ**

**BETREFF:**

Unerwartete Entwicklungen im Verhalten libyscher Exilanten

**LONDON:**

Am Nachmittag des 19. November, nach einem Mittagessen mit anderen Mitgliedern der Demokratischen Front Libyens (DFL) im Momo (Heddon Street), fuhr Yousef al-Juwali mit der Piccadilly Line in südlicher Richtung, vermutlich auf dem Weg zu seiner Wohnung in Clapham. Berichten des MI-5 zufolge ist auf Überwachungsaufnahmen zu sehen, dass al-Juwali in der U-Bahn von einem etwa einen Meter achtzig großen Mann in einem dick wattierten Mantel angesprochen wurde. Arabischer Typ, Nationalität unbekannt. Nach einem kurzen Gespräch stiegen beide Männer an der Waterloo Station aus und gingen zu Fuß zur York Road, wo ein schwarzer Ford Explorer vorfuhr. Oberirdische Überwachungskameras registrierten, dass al-Juwali zögerte – der Explorer, so wird angenommen, kam unerwartet –, doch nach einem weiteren kurzen Wortwechsel stiegen beide Männer ein. Yousef al-Juwali ist seitdem verschwunden. Nachforschungen ergaben, dass der Explorer am Abend zuvor gestohlen worden war. Er wurde zwei Tage danach in South Croydon gefunden, verlassen und gründlich gereinigt.



#### BRÜSSEL:

Bei einem ähnlichen Vorfall bestieg Abdurrahim Zargoun (Vereinigtes Libyen) am 20. Februar an der Place du Petit Sablon mit einem kleineren, dunkelhäutigen Mann einen Bus. Zargoun ist seitdem ebenfalls verschwunden.

#### PARIS:

Waled Belhadj, Gründungsmitglied der DFL, der Gerüchten zufolge ein bislang namenloses Exilanten-Netzwerk aufbaute, verschwand am 20. Februar. Es gibt keinerlei Erkenntnisse über die Umstände, die zu seinem Verschwinden führten.

#### MANHATTAN:

Gestern (21. Februar) wurden zwei Männer – Abdel Jalil und Mohammed el-Keib von der Organisation Freies Libyen (OFL) – bei einer Hochzeitsfeier auf Long Island gesehen. Gemeinsam fuhren sie mit dem Zug nach Manhattan zurück, wo sie zu el-Keibs Wohnung in der Ecke Lexington Avenue und 89th Street weitergingen. Als sie eine Stunde später wieder herauskamen, befanden sie sich in Begleitung eines Mannes, dessen Körpergröße den Schluss zulässt, dass es derselbe war, der in London Yousef al-Juwali angesprochen hatte. Etwa einen Meter achtzig, nordafrikanischer Typ, mit einem Mantel bekleidet. Zusammen nahmen sie die U-Bahn in nördlicher Richtung in die Bronx und bestiegen dann den BX32-Bus nach Kingsbridge Heights. Vermutlich sind sie an einer von vier unbeobachteten Haltestellen ausgestiegen, bevor der Bus die Endhaltestelle erreichte. Sie sind seit sechzehn Stunden verschwunden.

#### EINSCHÄTZUNG:

Um diese Ereignisse in die richtige Perspektive zu setzen, sollte man berücksichtigen, dass der Aufstand in Libyen einen seiner

(mutmaßlich) zahlreichen Höhepunkte erreicht hat. Achtundvierzig Stunden vor dem ersten Verschwinden, in Bengasi, gingen Libyer zu einem »Tag der Revolte« auf die Straße, um ihrer Verachtung für das Regime Muammar Gaddafis Ausdruck zu verleihen. Die Reaktion der libyschen Regierung bestand darin, den Aufstand mit brutaler Gewalt niederzuschlagen. Die libysche Exilgemeinde (der ich angehöre) lebt in einem Zustand der Angst, seit nach und nach spärliche Nachrichten aus Nordafrika eingehen.

Die oben aufgeführten Männer bilden das Rückgrat der internationalen Anti-Gaddafi-Bewegung. Jeder von ihnen ist namentlich in dem 2009 von mir erstellten vorläufigen Vorschlag für einen Regimewechsel erwähnt (AE/Stumbler). Wenn diese fünf Männer mobilisiert wurden, ist mit einer größeren Aktion zu rechnen.

Angesichts der oben angeführten spärlichen Erkenntnisse gibt es zwei Möglichkeiten:

a. Abkommen. Die verschiedenen Exilgruppen (OFL, DFL, VL) haben ein Geheimabkommen geschlossen und machen entweder für eine vereinigte Public-Relations-Initiative mobil oder bereiten sich für eine Invasion Libyens vor.

b. CIA-Präsenz. Stumbler wurde offiziell zwar 2009 ad acta gelegt, doch ist denkbar, dass unsere eigene Agency oder eine unabhängig arbeitende Abteilung zu dem Schluss gekommen ist, angesichts der Tatsache, dass sich jetzt eine Erfolg versprechende Erhebung abzeichnet, sei der richtige Zeitpunkt gekommen, den Plan umzusetzen, beginnend mit der geheim gehaltenen Versammlung dieser führenden Exilpolitiker.

Wegen der historischen Animositäten zwischen den oben genannten Gruppen ist ein »Abkommen« unwahrscheinlich. Zwar teilen alle drei Gruppen den Wunsch nach einem Ende von Gaddafis Herrschaft, doch ihre Vorstellungen von einem Libyen nach dem Sturz Gaddafis gehen aufgrund ideologischer Diskrepanzen weit auseinander. Dennoch wäre dies das optimale Szenario.

»CIA-Präsenz« wäre zwar theoretisch wahrscheinlicher, hätte aber meiner Ansicht nach katastrophale Folgen. Stumbler wurde in diesem Büro aus der Taufe gehoben, doch es war das Produkt einer bestimmten Zeit, und diese gehört seit Beginn des Arabischen Frühlings der Vergangenheit an. Die praktischen Einwände, die gegen den ursprünglichen Plan erhoben wurden, bleiben gültig, und angesichts der Berichte über libysche Bürger in Bengasi, die beim Kampf gegen den Diktator ihr Leben verlieren, würde jede Intervention der Vereinigten Staaten (entweder durch amerikanische Soldaten oder durch von den USA handverlesene Vertreter der Exilpopulation) mit Recht als ein Hijacking der libyschen Revolution angesehen werden, was zu einer erhöhten Glaubwürdigkeit des Gaddafi-Regimes führen und jede spätere pro-westliche Regierung diskreditieren würde.

Jibril Aziz

OCSA

Jake Copeland lehnte sich zurück, um die Rückenschmerzen zu lindern, die ihn seit fast einer Woche plagten. Rückenschmerzen und Hämorrhoiden – so beschrieb er seinen Job auf Partys, wenn Freunde ihn mit hochgezogenen Augenbrauen fragten, wie denn das Leben im Geheimdienst so sei. Er saß jetzt seit zwei Jahren an diesem Schreibtisch, seit die neue Regierung im Amt war, und hatte in dieser Zeit oft genug

erlebt, dass Rechercheure mit abenteuerlichen, unbewiesenen Theorien in sein Büro gestürmt kamen. Jibril war auch nicht besonnener als die anderen, aber er war intelligent und engagiert, und im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen hatte er Erfahrung im Außendienst für die CIA. Doch als Kind libyscher Einwanderer hatte er auch ein persönliches Interesse an der Region und konnte manchmal nicht von seinen Emotionen abstrahieren. Und nun das. »Stumbler, hm?«

»Was habe ich die ganze Zeit gesagt? Die setzen Stumbler jetzt doch um.«

»Und wen meinen Sie mit ›die‹ –«

»Ich meine *uns*. Und das ist moralisch verwerflich.«

»Es war Ihr Plan, Jibril.«

»Und vor zwei Jahren wäre das auch das Richtige gewesen. Aber jetzt nicht. Nicht mehr.«

Copeland sah ihn lange durchdringend an, bevor er antwortete. Er mochte Jibril. Der Mann war besessen; er war kurzsichtig. Doch seine Pläne und Entwürfe enthielten im Allgemeinen einen wertvollen Kern, einen winzigen Diamanten in der Asche, den auszugraben Copelands Aufgabe war. Die Zusammenarbeit mit Jibril Aziz war selten langweilig.

»Wenn da, wie Sie sagen, *wir* dahinterstecken, warum kommen Sie dann damit zu mir?«

»Sie können ihnen Einhalt gebieten. Uns Einhalt gebieten.«

»Sie glauben wirklich, dass ich so viel Einfluss habe?«

Der Jüngere zögerte. »Dann schicken Sie mich hin.«

»Nach Libyen? Kommt nicht in Frage. Keine Kriegsgebiete für Sie.«

Jibril war oft vorschnell, aber er war nicht dumm. Er wusste,

dass man da nichts tun konnte. Schließlich nickte er. »Sie haben recht, Jake. Ich habe nichts in der Hand. Aber da ist irgend etwas. Meinen Sie nicht auch?«

»Natürlich ist da was. Das bestreite ich gar nicht. Aber wenn –«

»Also muss ich mal nachsehen«, sagte Jibril.

Copeland biss sich auf die Unterlippe und setzte sich anders hin, um einen plötzlich einsetzenden stechenden Schmerz zu unterdrücken. »Sprechen Sie weiter.«

»Ich brauche die Genehmigung für einen Flug.«

»Sie fliegen nicht nach Tripolis.«

»Budapest.«

»Budapest?«

Jibril nickte. »Nur ein Gespräch. Eine kurze Unterhaltung, und dann sage ich Ihnen Bescheid, so oder so.«

»Darf ich fragen, mit wem Sie da sprechen wollen?«

»Mit unserem Stellvertretenden Konsul, Emmett Kohl.«

»Ich wage nicht zu fragen, in welchem Zusammenhang er damit steht.«

»Vertrauen Sie mir nicht, Jake?«

Copeland vertraute ihm, also hörte er zu, als Jibril in die Vergangenheit zurückging, zu Stumbler und dem Weg, den der Plan durch die Botschaften und Regierungsstellen genommen hatte, bevor er mit dem Ablehnungsvermerk zu ihnen zurückgekommen war. Jibril suchte krampfhaft nach Verbindungen, aber er tat es Copeland zuliebe – um ihm bürokratische Argumente für seine Einwilligung zu liefern. Schließlich schrieb Copeland eine Aktennotiz, die Jibril Aziz ermächtigte, in zwei Tagen nach Ungarn zu fliegen, finanzierbar aus dem Forschungsbudget, und reichte sie Jibril zur Weitergabe an seine Sekretärin. »Danke, Sir«, sagte Aziz, und Copeland

fragte sich, wann er zum letzten Mal – oder ob er überhaupt jemals – das Wort *Sir* aus Jibrils Mund gehört hatte.

Er sah Aziz an dem Nachmittag noch einmal, als er mit dem Mantel über dem Arm zum Parkplatz ging. Sie nickten einander nur knapp zu, aber er merkte, dass der Jüngere im siebten Himmel war. Er durfte wieder reisen. Nicht alle Rechercheure waren so, aber Aziz hatte den Dreck und die Plackerei der Arbeit vor Ort kennengelernt; anders als viele seiner Kollegen hatte er sich seine Sporen verdient, indem er Ausländer dazu verleitet hatte, ihr Vaterland zu verraten. Hatte man einmal gelernt, wie man Menschen so etwas antut, entwickelte man eine Neigung zum Betrug, und dann waren nüchterne Bürowände, mit Teppich bezogene Raumteiler und flimmernde Computerbildschirme nur noch ein schwacher Ersatz für das eigentliche Leben. Und die Aufrichtigkeit ebenso.

Erster Teil

EINE UNTREUE FRAU





# Sophie

## 1

Vor zwanzig Jahren, bevor ihre Reisen politisch wurden, hatten Sophie und Emmett ihre Hochzeitsreise nach Osteuropa gemacht. Ihre Eltern waren skeptisch gewesen, was diese Wahl anging, aber in Harvard hatten Sophie und Emmett gelernt, sich auch um das zu kümmern, was auf der anderen Seite des Planeten geschah, und in den Fernsehzimmern ihrer Wohnheime hatten sie das Zerbröckeln der UdSSR mit einer Spannung verfolgt, die man nicht unbedingt von ihnen erwartet hätte. Sie hatten mit dem irrigen Gefühl zugesehen, dass sie, zusammen mit Ronald Reagan, an den Grundfesten des korrupten sowjetischen Systems gerüttelt hatten. Als sie 1991 heirateten, beide erst zweiundzwanzig, hatten sie geglaubt, es sei Zeit für einen Freudensprung.

Im Gegensatz zu Emmett war Sophie noch nie in Europa gewesen, und sie hatte sich nach den Cafés am linken Seineufer gesehnt. »Aber dort wird Geschichte geschrieben«, hatte Emmett zu ihr gesagt. »Das sind die weniger ausgetretenen Pfade.« Schon früh hatte Sophie gemerkt, dass das Leben interessanter war, wenn sie sich von Emmetts Enthusiasmus anstecken ließ, und so hatte sie sich nicht gesträubt.

Sie warteten bis September, um den Touristenmassen im August zu entgehen, und ließen ihre Reise langsam angehen, mit vier Tagen in Wien, dieser öden Stadt der Zuckerbäcker-Architektur und der Museen. Kühle, aber höfliche Österreicher bevölkerten breite Prachtstraßen und kopfsteingepflasterte Gassen, allesamt mit Wichtigerem beschäftigt als glotzenden amerikanischen Touristen. Sie besichtigten den Stephansdom und die Hofburg, die Kunsthalle und die Cafés Central und Sacher, und Emmett erzählte von Graham Greene und den Dreharbeiten zu *Der dritte Mann*, über die er anscheinend unmittelbar vor der Abreise recherchiert hatte. »Kannst du dir vorstellen, wie es hier unmittelbar nach dem Krieg ausgesehen hat?«, fragte er sie an ihrem letzten Wiener Nachmittag im Sacher. Er umfasste das riesige Bierglas, das vor ihm auf dem Marmortisch stand, und schaute aus dem Fenster. »Die waren dezimiert worden. Haben wie Ratten gelebt. Seuchen und Hungersnot.«

Sie betrachtete die blitzenden BMWs und Mercedes, die an der imposanten Rückseite der Staatsoper entlangkrochen, und konnte sich das überhaupt nicht vorstellen. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, ob ihr die Fantasie fehlte, die ihr Mann als selbstverständlich ansah. Enthusiasmus und Phantasie. Sie musterte ihn gründlich. Jungenhaftes Gesicht und runde, haselnussbraune Augen. Eine Haarlocke, die ihm über die Stirn herabhing. *Wie schön er ist*, dachte sie, während sie mit ihrem noch ungewohnten Ehering spielte. Das war der Mann, mit dem sie den Rest ihres Lebens verbringen würde.

Er wandte sich vom Fenster ab, schüttelte den Kopf und sah dann ihre Miene. »Hey. Was ist denn?«

Sie wischte sich die Tränen ab, dann packte sie seine Hand,

so fest, dass ihr Ehering sich in die weiche Haut ihres Fingers drückte, aber sie ließ ihn trotzdem nicht los. Sie zog ihn zu sich heran und flüsterte: »Lass uns auf unser Zimmer gehen.«

*Enthusiasmus, Phantasie und Engagement*, dachte sie, während er umständlich mit Schillingscheinen zahlte. Das waren die Eigenschaften, die sie an Emmett Kohl am meisten liebte, Eigenschaften, die sie selbst ihrer Meinung nach nicht aufzuweisen hatte. In Harvard hatte sie gelernt, alles in Frage zu stellen, und sie hatte die Herausforderung angenommen und prompt ihre Illusionen sowohl über die Rechte als auch über die Linke verloren, so sehr, dass sie, wenn Emmett mit seinen Mini-Vorlesungen über Geschichte oder Auslandsbeziehungen begann, einfach nur dasaß und zuhörte, weniger beeindruckt von den Fakten als von seinem Glauben. Darum ging es beim Erwachsensein – Glaube. Woran glaubte sie selbst? Sie war sich nicht sicher. Gegen ihn war sie nur ein halber Mensch. Mit ihm, hoffte sie, würde sie sich zu etwas Besserem entwickeln.

Während sie sich vor historischen Kunstwerken und exotischen Sprachen ihrem frisch angetrauten Mann unterlegen fühlte, waren im Bett die Rollen vertauscht, und wann immer die Angst sie überkam, zog sie ihn deshalb ins Bett. Emmett ließ es sich gern gefallen, so benutzt zu werden, und kam gar nicht auf die Idee, sich über das Timing ihrer sexuellen Impulse zu wundern. Er war schön und klug, aber beklagenswert unerfahren, während sie die Bettetikette vom Drummer einer Punk-Band, dem Assistenten eines französischen Geschichtslehrers und, im Laufe eines einzigen experimentellen Wochenendes, von einer Freundin aus Virginia, die sie in Boston besuchte, gelernt hatte.

Als sie deshalb Hand in Hand in ihr Hotelzimmer zurückkehrten, sie ihm aus den Kleidern half und ihn – er trommelte währenddessen mit den Fingern auf die Bettdecke – beim Ausziehen zuschauen ließ, fühlte sie sich wieder als ganzer Mensch. Sie war das Mädchen, das an nichts glaubte und eine kleine Show veranstaltete für den Jungen, der an alles glaubte. Doch als sie dann Haut an Haut unter der Bettdecke zugange waren, begriff sie, dass sie sich irrte. Es gab doch etwas, woran sie glaubte. Sie glaubte an Emmett Kohl.

Am nächsten Morgen stiegen sie in den Zug nach Prag, und nicht einmal der verdreckte Waggon mit der kaputten, stinkenden Toilette schreckte sie ab. Stattdessen weckte er in ihr die Illusion, sie seien auf einer *echten* Reise, einer top aktuellen Reise. »So sieht es im Rest der Welt aus«, sagte Emmett lächelnd, während er die verdrossenen, nervösen Tschechen beobachtete, die ihre Taschen mit den geschmuggelten Zigaretten, alkoholischen Getränken und anderen Luxusgütern an sich drückten, die sie zu Hause zu Geld machen wollten. Als an der Grenze zwei Zöllner eine alte Frau und zwei junge Männer herausholten, die dann stumm dem wieder anfahrenen Zug nachsahen, hatte Sophie das Gefühl, einem schicksalhaften Geschehen beizuwohnen.

Sie ermahnte sich, Augen und Ohren offen zu halten. Sie ermahnte sich, alles in sich aufzunehmen.

Die baufällige Märchenarchitektur Prags versetzte sie beide in Hochstimmung, und sie tranken in Kellerlokalen bei Kerzenlicht Bier zu fünfzig Cent das Glas. Sophie versuchte, ihre Aufregung darüber in Worte zu fassen, wie großartig es war, dass sie, ein Mädchen aus der Provinz, hier sein durfte. Sie war die Tochter eines Holzhändlers in Virginia, die bislang nur die Ostküste der Vereinigten Staaten kennengelernt hatte,

und jetzt war sie eine verheiratete Akademikerin, die den Ostblock bereiste. Dieser Rollenwechsel versetzte sie in Erstauen, wenn sie darüber nachdachte, doch als sie es ihrem Mann erklären wollte, fand sie nicht die richtigen Worte. Emmett war immer der Wortgewandte gewesen, und wenn er lächelnd ihre Hand hielt und ihr sagte, er verstehe sie, fragte sie sich, ob er sie nicht von oben herab behandelte. »Halt dich an mich, Mädchen«, sagte er in seinem besten Humphrey-Bogart-Stil.

Am dritten Tag kaufte er ihr eine kleine Leninbüste, und sie lachten darüber, als sie die belebte Karlsbrücke überquerten, zwischen den Standbildern tschechischer Könige hindurch, die in der stickigen Sommerhitze auf sie herabblickten. Sie waren beschwipst und kicherten über den Lenin. Sie schwenkte ihn hin und her und benutzte ihn wie eine Bauchrednerpuppe. Emmetts Gesicht färbte sich in der Sonne kräftig rosa – Jahre später sollte sie sich wieder daran erinnern.

Dann war da der Junge.

Er tauchte aus dem Nichts auf, sieben oder acht Jahre alt, inmitten all der anderen anonymen Touristen stand er auf einmal schweigend dicht neben Sophie. Plötzlich hatte er ihren Lenin in der Hand. Es ging ganz schnell. Er rannte davon, um Beine herum und vorbei an einem Maler vor seiner Staffelei, und stand im nächsten Moment am Rand der Brücke, sodass Sophie fürchtete, er würde in den Fluss springen. Emmett war dem Jungen nachgelaufen, und dann sahen sie die Büste noch einmal, über dem Kopf des Jungen. Er warf sie in die Luft – sie stieg hoch und fiel wieder herab.

»Dieser kleine *Scheißer*«, murmelte Emmett, und als Sophie ihn einholte und auf den Fluss hinunterschaute, war von ihrem kleinen Lenin nichts mehr zu sehen. Der Junge

verschwunden. Hinterher, auf dem Weg ins Hotel, hatte sie das Gefühl, Emmett und sie würden zum Narren gehalten. Das begleitete sie auf der ganzen Reise, weiter nach Budapest und auch während ihres nicht eingeplanten Abstechers nach Jugoslawien, ja sogar noch, als sie wieder in Boston waren. Auch zwanzig Jahre danach war es ihr noch immer nicht möglich gewesen, dieses Gefühl abzuschütteln.

## 2

Als sie am Abend des 2. März 2011 ins Chez Daniel kam, war ihr erster Gedanke, wie gut ihr Mann aussah. Das dachte sie nicht oft, was aber weniger eine Kränkung für Emmett war als eine Anklage gegen sie selbst und ein Zeichen dafür, wie zwanzig Ehejahre den einen Partner für die Vorzüge des anderen blind machen können. Sie hegte den Verdacht, dass er sie genauso sah, hoffte aber, er erlebte auch manchmal Momente wie diesen, wenn sie voller Wärme und Freude beim Anblick seines ewig jungen Gesichts dachte, *Ja, das ist meiner*. Es spielte keine Rolle, wie kurz diese Momente waren oder dass etwas Schreckliches auf sie folgen konnte – von solchen Ausbrüchen heftiger Zuneigung konnte sie monatelang zehren.

Chez Daniel war wie die meisten guten französischen Restaurants – sogar französische Restaurants in Ungarn – gesteckt voll. Einfache Tischdecken, exzellentes Essen. Sie ging zu ihm, er saß an einem Tisch vor einer beigen Wand unter gerahmten sepiabraunen Ansichten der schmutzigen, rissigen Budapester Straßen, die das Gehen schwer machten, aber

wunderbar stimmungsvolle Bilder abgaben. Während sie auf den Wein warteten, rückte Emmett das Besteck beiderseits seines Tellers zurecht und fragte sie, wie ihr Tag gewesen sei.

»Glenda«, sagte sie. »Vier Stunden mit Glenda im Gellért-Bad. Dampf, Massagen und zu viele Cosmopolitans.«

Er hatte oft genug von dem Mittwochsvergnügen gehört, das ihr die Frau von Generalkonsul Raymond Bennett, seinem Chef, mehr oder minder aufgezwungen hatte. Immer im Gellért-Hotel, in dem Sophie und er einen Teil ihrer Hochzeitsreise verbracht hatten, zu einer Zeit, als sich sogar Studenten noch seine k.-und-k.-Eleganz leisten konnten. »Irgendwas Neues in ihrem Leben?«, fragte er.

»Probleme mit den Ungarn, natürlich.«

»Natürlich.«

»Ich sag ihr immer, sie soll Ray dazu bringen, eine Versetzung zu beantragen, aber sie behauptet, das liegt nicht in ihrer Macht.«

»Und du?«, fragte er.

»Ob ich auch was gegen die Ungarn habe?«

»Wie geht's dir hier?«

Sophie beugte sich vor, als hätte sie ihn nicht verstanden. Sie selbst stellte sich diese Frage nicht oft, deshalb musste sie einen Moment überlegen. Sie lebten jetzt seit einem halben Jahr in Budapest, wo Emmett Stellvertretender Generalkonsul war. Letztes Jahr waren sie in Kairo zu Hause gewesen – in Husni Mubaraks Kairo. Zwei Jahre davor war es Paris gewesen. In mancher Hinsicht verschwammen die beiden Städte in ihrer Erinnerung – beide waren eine undeutliche Folge gesellschaftlicher Ereignisse, kurzer Freundschaften und obskurer Rituale, die man lernen und wieder vergessen

musste, jeweils begleitet von ihrer eigenen Menagerie von Problemen. Paris hatte Spaß gemacht, Kairo nicht.

In Kairo war Emmett gereizt und nervös gewesen – schon die Fehlzündung eines Autos ließ ihn stolpern –, und wenn er aus dem Büro heimkam, war er immer auf Streit aus. Sophie – vielleicht als Reaktion darauf – hatte sich ein eigenes Leben aufgebaut, aus Lügen.

Die gute Nachricht war, dass Kairo sich als eine bloße Phase erwiesen hatte, denn kaum waren sie in Ungarn angekommen, verschwand die dicke Luft. Emmett wurde wieder zu dem Mann, mit dem ihr Leben zu verbringen sie vor zwanzig Jahren beschlossen hatte, und sie ließ von ihrer infantilen Lust am Betrug ab, ohne jedoch ihr Geheimnis preiszugeben. In Budapest waren sie wieder Erwachsene.

Emmett wartete auf eine Antwort. Sie zuckte die Achseln. »Wie könnte ich nicht glücklich sein? Eine Dame, die der Muße pflegt. Ich lebe den Traum.«

Er nickte, als wäre das die Antwort, die er erwartet hatte – als hätte er gewusst, dass sie lügen würde. Denn die Ironie war ja, dass von den drei Städten, die sie ihr Zuhause genannt hatten, Kairo die einzige war, in die sie, wenn sie gekonnt hätte, sofort zurückgekehrt wäre. In den Straßen, dem Lärm, dem Verkehrschaos und den Gerüchen dort hatte sie etwas Befreiendes gefunden. Sie hatte gelernt, sich etwas graziler zu bewegen, Freude daran zu finden, die Wohnung mit Sternhaufen und Blüten der blauen ägyptischen Seerose zu schmücken; sie freute sich an der eigentümlichen Melodie des Arabischen, der Vorhersagbarkeit der täglichen Gebete und der Erkundung neuer, fremdartiger Nahrungsmittel. Außerdem hatte sie ein unerwartetes Vergnügen im Akt des Betrügens selbst entdeckt.



Aber war es wirklich gelogen? War sie unglücklich in Budapest?

Nein. Sie war zweiundvierzig, also alt genug, um das Glück zu erkennen, wenn es ihr ins Auge blickte. Mithilfe von L'Oréal hatte sie sich ihr gutes Aussehen bewahrt, und ein Anfall von Bluthochdruck vor ein paar Jahren war durch eine bemerkenswerte französische Diät gemildert worden. Sie waren nicht arm; sie reisten viel. Zwar gab es Momente, in denen sie bedauerte, welchen Weg ihr Leben genommen hatte – in Harvard hatte sie eine Laufbahn an einer Hochschule oder in der Politik angestrebt, und an einem Wintertag in Paris hatte ihr ein französischer Arzt erklärt, dass sie nach ihrer zweiten Fehlgeburt keine Kinder mehr bekommen könne –, aber hinterher hatte sie sich jedes Mal dafür gescholten. Vielleicht fand sie ihr Leben langweilig, aber das Erwachsenendasein, wenn man es richtig führte, war nun einmal fade. Mit einem Leben in Muße zu hadern war kindisch.

Doch in manchen Nächten lag sie im Dunkel ihres Schlafzimmers lange wach und fragte sich, ob es irgendjemandem auffallen würde, wenn sie in eine Maschine zurück nach Ägypten stieg und einfach verschwand. Aber dann fiel ihr ein, dass ihr Kairo, das Kairo, das sie liebte, nicht mehr existierte.

Sie und Emmett waren seit fünf Monaten in Ungarn, als im Januar ägyptische Aktivisten zum Widerstand gegen Armut, Arbeitslosigkeit und Korruption aufgerufen hatten, und gegen Monatsende, am 25. Januar, hatten sie den »Tag des Zorns« veranstaltet, der sich ausgeweitet hatte, bis die ganze Stadt zu einer einzigen riesigen Demonstration geworden war, mit dem Tahrir-Platz als Zentrum, auf dem Sophie immer Tee getrunken hatte.

Am 11. Februar, kaum einen Monat vor ihrem Abendessen im Chez Daniel, war Husni Mubarak nach dreißig Jahren zurückgetreten, und er war nicht der Einzige. Einen Monat zuvor war der Autokrat Tunesiens geflohen, und zurzeit breitete sich ein regelrechter Bürgerkrieg über ganz Libyen aus, von Bengasi westwärts Richtung Tripolis. Die Medien nannten es den Arabischen Frühling. Sophie war gesund, wohlhabend und leidlich schön und lebte in interessanten Zeiten.

»Irgendwelche neuen Nachrichten aus Libyen?«, fragte sie.

Er lehnte sich zurück und breitete die Hände aus, denn das war ihr Dauerthema. Emmett hatte unglaublich viel Zeit damit zugebracht, CNN zu schauen und den libyschen Revolutionären auf dem Bildschirm wie bei einem Fußballspiel zuzurufen, sie sollten nach Tripolis vorrücken, als wäre er ein viel jüngerer Mann, der noch nie einen Bürgerkrieg erlebt hatte. »Tja, wir erwarten in nächster Zeit eine Nachricht vom Nationalen Übergangsrat – die werden sich zur offiziellen Vertretung Libyens erklären. Seit ein paar Tagen laufen Sanktionen der EU gegen Gaddafi, aber es wird noch eine Weile dauern, bis sie Wirkung zeigen. Die Rebellen schlagen sich gut – sie rücken zurzeit auf Zawiya vor, unmittelbar westlich der Hauptstadt.« Er zuckte die Achseln. »Die Frage ist, wann kriegen wir endlich den Arsch hoch und werfen ein paar Bomben auf Tripolis ab?«

»Schon bald«, sagte sie hoffnungsvoll. Er hatte sie zu der Ansicht bekehrt, dass ein paar Bomben Gaddafi und seine Legionen innerhalb weniger Tage dazu bringen würden, die Waffen zu strecken, sodass ein Eingreifen ausländischer Bodentruppen, die den Revolutionären, wie er sich ausdrückte, *ihre Revolution versauen würden*, nicht nötig sein würde. »Ist das alles?«, fragte sie.

»Alles, was wir gehört haben.«

»Ich meine dich. Wie war dein Tag?«

Der Wein kam, und der Kellner goss ein wenig zum Probieren in Emmetts Glas. Sophie bestellte sich frische Tagliatelle mit Steinpilzen, Emmett ein Steak, durchgebraten. Als der Kellner gegangen war, sagte sie: »Also?«

»Also was?«

»Dein Tag.«

»Ach so, ja«, sagte er, als hätte er es vergessen. »Nicht so spannend wie deiner. Zumindest was die Arbeit angeht.«

»Und sonst?«

»Ich hab einen Anruf aus Kairo bekommen.«

Das war eine bedeutsame Mitteilung – zumindest hatte Emmett sie so gedacht –, aber Sophie tappte im Dunkeln. »Jemand, den wir kennen?«

»Stan Bertolli.«

Sie hörte sich scharf durch die Nase einatmen und fragte sich, ob er es auch gehört hatte. »Wie geht's ihm?«

»Nicht so gut, wie's scheint.«

»Was ist los?«

Emmett nahm sein Glas am Stiel und betrachtete aufmerksam den Wein. »Er ist verliebt, sagt er.«

»Schön für ihn.«

»Anscheinend nicht. Anscheinend ist die Frau, in die er verliebt ist, verheiratet.«

»Stimmt«, sagte sie gewollt unbeteiligt. Die Luft schien aus dem Raum zu entweichen. Geschah das wirklich? Sie hatte es sich natürlich schon oft vorgestellt, aber nie in einem französischen Restaurant. »Das ist wirklich nicht schön«, sagte sie.

Er holte Luft, trank von seinem Wein und stellte das Glas

wieder ab. Die ganze Zeit über hielt er den Blick auf den dunkelroten Inhalt des Glases gerichtet. Schließlich fragte er leise: »Hättest du's mir irgendwann gesagt?«

Auch das war nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie suchte nach einer Antwort, und ihr erster Gedanke war eine Lüge: *Ja, natürlich*. Doch bevor sie den Gedanken in Worte umsetzte, wurde ihr klar, dass sie es ihm nicht gesagt hätte, niemals.

Sie überlegte, ob sie in die Defensive gehen und ihn erinnern sollte, wie er in Kairo gewesen war, dass er sie wie ein ewiges Hindernis behandelt hatte. Dass er sie von sich gestoßen hatte, bis sie, auf der Suche nach etwas anderem, irgendetwas, das ihrem Gefühl der Befreiung entgegenkäme, schließlich auf Stans Annäherungsversuche eingegangen war. Nicht die ganze Wahrheit, aber vielleicht genug, um ihn zufriedenzustellen.

»Natürlich hätte ich's dir gesagt«, sagte sie.

»Wann?«

»Sobald ich den Mut dazu aufgebracht hätte. Wenn genug Zeit vergangen wäre.«

»Wir reden also über Jahre.«

»Ja, wahrscheinlich.«

Emmett biss auf die Innenseite seiner Wange und schaute an ihr vorbei zu den anderen Tischen, vielleicht weil er dachte, alle wüssten, dass er ein gehörnter Ehemann war, und seine Krähenfüße vertieften sich vom Nachdenken.

Was gab es da nachzudenken? Er hatte den ganzen Tag Zeit gehabt, sich aber noch immer nicht entschieden, denn hier ging es nicht nur um eine Affäre – es ging um Emmett Kohl und darum, welche Art Mann er sein wollte. Sie kannte ihn nur allzu gut.

Eine bestimmte Art Mann hätte sie mit einem Tritt aus seinem Leben befördert, hätte getobt und sein Glas nach ihr geworfen. Aber so war er nicht. Er hatte bestimmt kurz geflucht, als er das Telefon auflegte; sein »Tag des Zorns« war vorbei. Er brauchte etwas, womit er seinem Ärger Luft machen konnte, ohne seinen Charakter verleugnen oder ins Klischee verfallen zu müssen – eine knifflige Aufgabe.

»Es ist vorbei«, sagte sie. »Falls das hilft.«

»Nicht wirklich.«

»Weißt du noch, wie du in Kairo warst?«

Seine feuchten Augen sahen sie wieder an, seine Stirn zuckte. »Du willst das jetzt nicht mir in die Schuhe schieben, oder?«

Sie schüttelte den Kopf und schaute in ihr Glas. Sie hatte es noch nicht angerührt. Er wusste sehr gut, wie er in Kairo gewesen war, wollte aber keinen Zusammenhang mit ihrer Untreue sehen. An seiner Stelle hätte sie genauso empfunden.

»Liebst du ihn?«

»Nein.«

»Hast du ihn geliebt?«

»Eine Woche lang hab ich gedacht, ich könnte es, aber ich hab mich geirrt.«

»Hast du an Scheidung gedacht?«

Sie runzelte die Stirn, geradezu schockiert über ein Wort, das ihr nie in den Sinn gekommen war. »Um Himmels willen. Nein. Nie. Du bist ...« Sie zögerte, senkte dann die Stimme und schob ihre Hand auf dem Tisch in seine Richtung. »Du bist das Beste, was mir je passiert ist, Emmett.«

Er sah ihre Hand nicht an. »Aber ... *warum* dann?«

Jede Frau, die Ehebruch begangen hat, stellt sich diesen

Moment vor, malt ihn sich aus und legt sich einen groben Entwurf für eine Ansprache zurecht, die ihrer Meinung nach den Nebel mit einer hieb- und stichfesten Entschuldigung des Unentschuldbaren durchdringen wird. Doch als sie jetzt so dasaß und in sein gekränktes Gesicht blickte, fiel ihr nichts davon ein, und sie rang nach Worten. Sie kam nur auf lauter abgedroschene Phrasen, als läse sie von einem Skript ab. Doch eigentlich taten sie das beide, oder nicht? »Ich war einsam, Emmett, so einfach ist das.«

»Wer hat sonst noch davon gewusst?«

»Was?«

»Wer hat sonst noch Bescheid gewusst?«

Sie zog ihre unberührte Hand zurück. Er wurde jetzt kleinlich, als ob es darauf angekommen wäre, ob sonst noch jemand von seinem verletzten Stolz wusste. Aber hier konnte sie ihn beruhigen. »Niemand«, log sie.

Er nickte, wirkte aber nicht erleichtert.

Das Essen kam, sodass sie sich neu formieren konnten, und während sie aß, mit heißen Wangen und zitternder Hand, überlegte sie, wie betrogen er sich vorkommen musste. Hatte sie nicht von Anfang an gewusst, dass sie ihm das antun würde? Hatte sie es nicht kommen sehen? Nein, eigentlich nicht, denn in Kairo hatte sie nur in der Gegenwart gelebt. In Kairo war sie dumm gewesen.

Daniel hatte sich mit den Tagliatelle Mühe gegeben, sie waren perfekt, und die Pfeffersauce auf Emmetts Steak roch himmlisch. Emmett begann, lustlos an seinem Fleisch herumzuschneppeln. Am liebsten hätte sie losgeheult. »Was war da eigentlich? In Kairo?«

Er schaute auf – nicht erschrocken, nur ein wenig verwirrt.

»Du warst dort völlig von der Rolle. Ich auch, ich weiß,

aber du ... mit dir konnte man einfach nicht mehr leben. In Paris war alles wunderbar, genau wie hier. Aber in Kairo warst du ein anderer Mensch.«

»Du willst es also doch mir in die Schuhe schieben«, sagte er. Kalt.

»Ich möchte nur wissen, was dich in Kairo so bedrückt hat.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte er und führte einen Bissen zum Mund. Und schluckte ihn. Diese Bewegung war wie ein Schlusspunkt.

»Kairo war von Anfang an schlecht«, fuhr sie mit gepresster Stimme fort. »Nicht für mich. Nein – ich fand es super. Aber du hast dich dort verändert, und du hast nie ein Wort zu mir gesagt.«

»Also hast du Stan gefickt.«

»Ja, ich hab Stan gefickt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass du dort ein anderer geworden bist, und kaum hatten wir Kairo verlassen, warst du wieder der Alte.«

Er kaute und sah sie an.

»Ich will keinen Streit anfangen, Emmett. Ich *mag* den Mann, der du jetzt bist. Ich liebe ihn. Aber den, der du in Kairo warst, den hab ich nicht gemocht. Also raus mit der Sprache. Was war in Kairo?«

Während er noch einen Bissen nahm und sie weiter anschaute, kam ihr ein Gedanke.

»Hattest *du* eine Affäre?«

Er seufzte, enttäuscht von ihrer Primitivität.

»Was war es dann?«

Er kaute und schaute sie an, aber sie sah, dass sein Widerstand fast gebrochen war. Der Rhythmus seines Kauens verlangsamte sich.

»Komm schon, Emmett. Du kannst es nicht ewig geheim halten.«

Er schluckte, das Handgelenk auf der Tischkante, die Gabel mit einem weiteren dreieckigen Stück Fleisch eine Handbreit über seinem Teller. »Erinnerst du dich an Novi Sad?«, fragte er.

Das war es. Jugoslawien, vor zwanzig Jahren. *Ich hab dich gerettet, Sophie. Und du dankst es mir so?* Sie nickte.

»Zora?«, fragte er.

»Zora Balašević«, sagte sie, mit trockener Kehle jetzt.

»Zora war in Kairo.«

Das wusste sie natürlich, fragte aber dennoch: »In Kairo?«

»Sie hat an der serbischen Botschaft gearbeitet. BIA, einer ihrer Spione. Nicht lange nach unserer Ankunft hat sie Kontakt zu mir aufgenommen. Ist mir auf der Straße über den Weg gelaufen.« Er hielt inne und legte seine Gabel endgültig weg. »Ich hab mich gefreut, sie wiederzusehen. Du Erinnerst dich – trotz allem sind wir am Schluss gut miteinander ausgekommen. Wir sind in ein Café gegangen, haben in Erinnerungen an die guten Dinge geschwelgt und alles andere ruhen lassen, und dann hat sie die Katze aus dem Sack gelassen. Sie wollte, dass ich ihr Informationen besorge.«

Um richtig atmen zu können, musste Sophie den Mund offenlassen. Mit so etwas hatte sie nicht gerechnet. Ihre Nebenhöhlen schwellen zu. »Ganz schön direkt«, sagte sie.

»Ja, nicht?« Er lächelte, merkte nichts. Er war vorübergehend in seine Geschichte abgetaucht und sah aus wie ihr alter Ehemann. »Ich hab natürlich Nein gesagt, aber dann hat sie die Karten auf den Tisch gelegt. Sie hat mich erpresst.«

Sie brauchte nicht zu fragen, womit Zora ihn erpresst hatte. »Dieses Miststück«, zischte sie, aber sie spürte, wie sie rot wurde. Es war heiß.



»Du weißt, was passieren würde, wenn das rauskäme. Ich würde nie wieder im diplomatischen Korps arbeiten. Nie mehr. Aber ich hab trotzdem Nein gesagt.«

Sie hielt es kaum noch aus vor Hitze. Sie fächerelte sich mit ihrem Blusenkragen kühle Luft an die Schultern. »Gut für dich«, brachte sie mühsam hervor.

Er zuckte bescheiden die Schultern. »Mein Fehler war, dass ich es nicht gemeldet habe.«

Sie versuchte, sich durch ein langes Ausatmen von all der Hitze zu befreien. »Aber du hättest es tun können. Du hättest es Harry sagen können, oder sogar Stan.«

»Sicher, aber das war mir damals nicht klar. Ich war noch nicht einmal eine Woche an der Botschaft. Ich wusste nichts über die Jungs. So wenig wie du. Als mir klar wurde, dass ich einen Fehler gemacht hatte, war es zu spät. Es hätte ausgesehen, als hätte ich es vertuschen wollen.«

Er wollte eine Bestätigung hören, also sagte sie: »Wahrscheinlich hast du recht.«

»Dass diese Wolke über mir hing, hat meine Laune bestimmt nicht verbessert. Aber das war nichts gegen später, als mir die ganze Sache wieder um die Ohren geflogen ist.«

Sie wartete.

»Ungefähr vor einem Jahr, letzten März, hat Stan angefangen, Fragen zu stellen. Nicht besonders subtil, dein Stan.« Ein schwaches Lächeln. »Es stellte sich heraus, dass unbestimmte Informationen herumgeschwirrt waren, Nachrichten, die in Kairo ihren Ursprung hatten – geheime Informationen, auf die ich Zugriff hatte. Ich bin fast das ganze letzte Jahr überwacht worden.«

Sie reiste in ihrer Erinnerung zurück, dachte an die Streitereien, die Stimmungsschwankungen, die Trinkerei, den

Ärger. Das sah jetzt alles ganz anders aus. »Warum hast du's mir nicht gesagt?«

Wieder das schwache Lächeln. »Ich wollte dich nicht belasten«, sagte er. »Es ging dir so gut. Natürlich wusste ich nicht, *warum* du so glücklich warst, aber ...« Ein Achselzucken.

Sie wusste nicht, wie er das ohne Hass hatte sagen können, aber es war ihm gelungen. Sie spürte einen harten Knoten in der Brust.

»Wie sich rausstellte«, fuhr er fort, »wusste Stan schon von Zora. Seine Jungs hatten mich beobachtet, als wir dort ankamen – normale Sicherheitsüberprüfung. Er hatte mich mit ihr gesehen, und als er von der undichten Stelle erfuhr, hat er Nachforschungen angestellt. Also hab ich ihm erzählt, was passiert war. Ich hab ihm gesagt, was sie versucht hatte, und ich hab ihm gesagt, dass ich mich geweigert hatte.«

»Hast du ihm auch von ...«

»Die Erpressung hab ich im Dunkeln gelassen, und schließlich hat er da nicht mehr nachgehakt. Dich hat er nie gefragt?«

Sie schüttelte den Kopf, aber sie war sich nicht sicher. Vielleicht doch.

»Egal, ich hab ihm gesagt, dass Zora es nicht noch einmal versucht hat. Aber er hat mir nicht geglaubt. Er hat mich immer wieder zu Gesprächen antanzen lassen und mir Fallen gestellt. Schließlich hat er Harry mit ins Boot geholt. Stan hat ihm seine Beweise gezeigt, aber ich hab sie nie zu sehen bekommen. Ich hatte Glück – Harry wollte mir glauben. Trotzdem konnte er mich nicht in seiner Nähe halten, also hat er mir vorgeschlagen, eine Versetzung zu beantragen. Damit sich jemand anders mit mir herumschlägt, nehme ich an.«

»Stan hat mir nie etwas davon gesagt«, brachte sie hervor. Sie bekam immer schlechter Luft, und die letzten Worte blieben ihr fast im Hals stecken.

»Geheimnistuerei ist sein Beruf, oder?«

Stille trat ein, und Emmett wandte sich wieder seinem Steak zu.

Die Menschen sprechen von widerstreitenden Gefühlen, als seien sie etwas ganz Alltägliches, aber es war Sophie, als erlebte sie das zum ersten Mal. Die Aufrichtigkeit zerrte von der einen Seite an ihr, doch auf der anderen hatte der Selbsterhaltungstrieb sie fest im Griff. Sie schaute auf ihre Tagliatelle hinab. Ihr war klar, dass sie nichts mehr davon essen, vielleicht nicht einmal das Gegessene bei sich behalten konnte, und der Gedanke kam ihr, dass ihr Mann es vielleicht wissen sollte. Es *wirklich* wissen sollte. Mit was für einer Art Frau er verheiratet war. Das wäre natürlich das Ende. Das Ende von allem. Doch wenn sie an ihre Hochzeitsreise zurückdachte, lag klar auf der Hand, dass er der eine Mensch auf dem Planeten war, der es verdiente, alles zu wissen. Wahrscheinlich war er auch der einzige, der es verstehen konnte.

Sie überlegte noch immer, als plötzlich der Schrei einer Frau durch das Restaurant gellte. Er kam von dem Tisch hinter ihr. Sie wollte sich umdrehen, um die Frau zu sehen, doch stattdessen sah sie, was den Schrei ausgelöst hatte. Und das war an ihrem Tisch, dort, wo der Kellner hätte stehen sollen: ein großer Mann, kahlköpfig, schwitzend, in einem langen, billigen Mantel. Bei seinem Anblick verstand sie, warum die Frau am Nachbartisch geschrien hatte, denn sie hatte denselben Impuls. Er war ein einziges Muskelpaket – nicht groß, aber breit –, mit verwaschenen blauen Knast-Tattoos, die aus

seinem Kragen hervorkrochen. Ein Mann von absoluter Gewalttätigkeit, wie diese Balkan-Mafiosi in ihren Trainingsanzügen, die sie manchmal in überbeurteilten Nachtlokalen sah. Er schaute jedoch nicht sie an, sondern Emmett, und er hielt eine Pistole in seiner behaarten Hand.

Es war das erste Mal, dass sie einen Mann mit einer Waffe in einem Restaurant sah. In ihrer Kindheit waren im Wohnzimmer Jagdgewehre zerlegt und dann im Freien benutzt worden, wenn ihr Vater in West Virginia auf die Hirschjagd ging. Einmal hatte sie eine Pistole in einer aufgehängten Jacke in ihrer Kairoer Küche gesehen, als ein Agent, Mitarbeiter eines der Sicherheitsdienste, vorbeigekommen war, um mit Emmett zu sprechen. In Jugoslawien hatten sie mit Soldaten und Milizionären zu tun gehabt, vor allem in einer verdreckten Küche, die ihr manchmal noch im Traum erschien, aber in einem Restaurant hatte sie noch nie einen gesehen. Doch jetzt stand einer an ihrem Tisch, und die Pistole zielte direkt auf ihren Mann.

»Emmett Kohl«, sagte der Mann mit einem starken Akzent – kein ungarischer, Sophie konnte ihn nicht einordnen.

Emmett sah ihn nur fassungslos an, die Hände flach beiderseits seines Tellers. Sie wusste nicht, ob er den Mann kannte, und bevor ihr klar werden konnte, wie dumm ihre Frage war, fragte sie: »Wer sind Sie?«

Der Mann wandte sich ihr zu, hielt die Waffe aber weiter auf Emmett gerichtet. Er runzelte die Stirn, als sei sie eine unerwartete Variable in einer Gleichung, für deren Lösung er Wochen gebraucht hatte. Dann wandte er sich wieder Emmett zu und sagte: »Ich hier wegen Sie.«

Emmett schüttelte stumm den Kopf.

Hinter dem Mann leerte sich das Restaurant. Es war er-

staunlich, wie lautlos sich so viele Menschen zurückziehen konnten, das einzige Geräusch ein leises Gemurmel. Männer schnappten sich Handys von ihren Tischen, fassten ihre Frauen unter und strebten gebückt dem Ausgang zu. Sophie hoffte, wenigstens einer von ihnen würde die Polizei rufen. Eine Bedienung stand an der Wand, ein Tablett auf die Hüfte gestützt, verwirrt.

»Warum sind Sie hier?«, fragte Sophie.

Wieder der Blick, diesmal gereizt, doch statt zu antworten, sah er auf die goldene Armbanduhr an seinem freien Arm und murmelte etwas in einer Sprache, die sie nicht kannte. Etwas Scharfes, eine Art Fluch. Er sah wieder Emmett an. Sein Arm versteifte sich, und er drückte ab.

Später hasste sie sich dafür, dass sie den Killer angesehen hatte und nicht ihren Mann. Sie hätte Emmett ansehen, ihm einen letzten Augenblick des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Liebe schenken müssen. Aber sie hatte es nicht getan, weil sie das nicht erwartet hatte. Trotz aller gegenteiligen Anzeichen hatte sie nicht damit gerechnet, dass der Mann auf Emmett schießen würde, einmal in die Brust und dann, nach einem Schritt vorwärts, durch die Nase, beide Schüsse mit einem ohrenbetäubenden Knall. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie immer noch unter Schock stand wegen Zora Balašević und Stan und wegen des plötzlichen Auftauchens einer Waffe in einem Restaurant. Das war so viel auf einmal gewesen, dass sie so bald nicht mit noch etwas Neuem hatte rechnen können.

Aber so war es nun mal. Sie drehte sich um und sah Emmett an der Wand lehnen, die haselnussbraunen, blutunterlaufenen Augen offen, aber ins Leere starrend. Er rutschte vom Stuhl, sein Gesicht unkenntlich, Blut und anderes

organisches Material über die ganze Wand und eine sepia-braune Stadtansicht verteilt. Es wurde wieder laut im Restaurant, Schreie ertönten, aber sie drehte sich nicht um. Sie starrte nur Emmett an, seinen Körper, der zu Boden glitt und nach und nach hinter dem Tisch und seinem Teller mit dem halb aufgegessenen Steak verschwand. Sie bekam nicht einmal mit, dass der Killer aus dem Restaurant joggte, vorbei an den verbliebenen Bedienungen – das würde man ihr später erzählen.

Im Augenblick gab es nur sie selbst, den Tisch mit den Wein-gläsern und dem blutbespritzten Essen und den wegrutschenden Emmett. Seine Brust verschwand, dann seine Schultern, sein Kinn, das auf seinen Krawattenknoten drückte, dann sein übriges Gesicht. Das blutverschmierte Gesicht ohne die kurze, fast knollige Nase, die mehr als sein Haar oder seine Kleider sein Aussehen bestimmt hatte. Der Tisch wackelte, während er vom Stuhl fiel und eine verschmierte Wand hinterließ. Sie hörte ihn nicht am Boden auftreffen, weil sie halb taub war von den Schüssen, und ihr war, als müsste sie sich gleich übergeben. Noch immer waren Schreie zu hören und ein fernes Weinen, aber dann merkte sie, dass dies alles von ihr selbst ausging.

### 3

So hatte sie es sich nie vorgestellt. Nicht dass sie sich jemals *so etwas* vorgestellt hätte, aber immer, wenn sie sich vorgestellt hatte, dass sich etwas Schreckliches vor ihren Augen abspielen würde, führte ihre Phantasie sie in das Ereignis hinein, in einen ersten Vorgeschmack des Horrors, und dann ... *Schnitt*: zum nächsten Tag oder zur nächsten Woche. Wo-

gegen sich ihr Inneres sträubte, das waren die schmutzigen Minuten und Stunden zwischen dem ersten Schock und der endgültigen Bewusstlosigkeit, wenn nachts der Schlaf kam und den metallischen Geschmack des Desasters ein wenig abmildern würde.

Ihr wurde aber nur allzu klar, dass dieses Dazwischen selbst das Ereignis war. Das Adrenalin und das endlos wiederholte Abspielen des Moments, als rosa Stückchen ihres Mannes gegen die Tapete spritzten, der unangemessen ruhigen Stimme einer Restaurantbesucherin, einer Amerikanerin, die meinte, Kontakt zu Sophie herstellen zu können, der fast unverständlichen Grunzlaute der ungarischen Polizisten, die vor allem unschlüssig schienen, welche Rolle sie hier zu spielen hatten, und dann der geschulten, kühlen, pseudo-beruhigenden Stimme eines mageren, rotwangigen jungen Mannes von der Botschaft, der zusammen mit einem Arzt eintraf und sich als Gerry Davis vorstellte. Gerry Davis sagte ihr, der Arzt werde sie sich anschauen – kein Grund zur Besorgnis – und ihr vielleicht ein Beruhigungsmittel geben. Man führte sie an einen leeren Tisch in einem anderen Raum, damit sie ihren Mann nicht mehr sehen musste. Jemand gab ihr ein seidenes Taschentuch, das schwach nach Essig roch. Sie starrte eine ganze Weile auf ein Zigarettenbrandloch in der Tischdecke. Mehr geschah nicht.

»Haben Sie ein Telefon?«, fragte Gerry Davis sie.

»Wie bitte?«

»Ein Handy. Wenn ja, sollten Sie es vielleicht abschalten.«

Sie nahm ihr iPhone heraus und sah es unschlüssig an. Gerry Davis nahm es ihr aus der Hand, schaltete es aus und gab es ihr zurück. »Besser so. Jedenfalls momentan.«

Als Gerry Davis ihr erklärte, dass er sie in ihre Wohnung

bringen würde, wo jemand anders aus der Botschaft die Nacht über bei ihr bleiben würde, wurde ihr klar, dass er clever war, dieser Gerry Davis. Obwohl er wusste, dass ihre Zukunft sich gerade in Luft aufgelöst hatte, gab er ihr einen präzisen, ausführbaren Plan an die Hand, damit sie weitermachen konnte. Jedenfalls bis zum nächsten Tag.

Später sollte sie sich fragen, ob sie das Recht hatte, solche Urteile zu fällen – dass Gerry Davis clever war, dass die Polizisten nichts mit sich anzufangen wussten und dass sie selbst die Parameter eines tragischen Ereignisses falsch eingeschätzt hatte. Nach dem, was sie durchgemacht hatte, hätte sie eigentlich kaum noch imstande sein dürfen, bis zu ihren Fingerspitzen zu sehen, tatsächlich sah sie aber völlig klar bis ans Ende des Raums, wo Daniel höchstpersönlich in einer verschmierten Schürze vor einem uniformierten Polizisten eine Aussage machte. Warum waren ihre Augen so klar und ihre Sinne noch so scharf?

Einer der Polizisten, ein älterer Ungar in Zivil, stellte sich als Andras Soundso vor und ging vor ihrem Stuhl in die Hocke. Mit starkem Akzent stellte er ihr ein paar Fragen. Hatte sie den Mörder gekannt? Hatte er irgendetwas gesagt, das erklären konnte, warum er heute Abend gekommen war? Sie versuchte, ihm brauchbare Antworten zu geben, aber mittendrin fing sie an, zu viel auszuplaudern; sie konnte nicht anders. »Wir haben uns unterhalten, Emmett und ich. Über die Affäre, die ich hatte. Er war verletzt, tief verletzt. Ich weiß nicht, vielleicht hatte das ja was damit zu tun ... was glauben Sie? Ich meine, das ging so lange, direkt vor seiner Nase. Glauben Sie, es könnte vielleicht –«

Eine Hand auf ihrer Schulter. »Ich finde, das reicht fürs Erste«, sagte Gerry Davis.



Andras Soundso erhob sich – seine Knie knackten wie ein Kaminfeuer – und dankte Sophie für ihre Hilfe. Dann fuhr Gerry Davis sie in seinem Ford nach Hause, über die Kettenbrücke, aus der überfüllten Stadtlandschaft von Pest hinaus in die grüneren Hügel von Buda, und schnatterte in einem fort davon, was sie zu erwarten hatte, wie ihr Babysitter heißen würde und von wem sie morgen hören würde. Alles und jedes, nur um ja nicht an das rühren zu müssen, was vor einer Stunde geschehen war. Doch während er sprach, hörte sie die Stimme des Mörders: *Ich hier wegen Sie.*

Fiona Vale war schon in der Wohnung, als sie ankamen. Sie war in den Fünfzigern, stammte aus Nebraska und erzählte Sophie, dass sie Emmett gut gekannt habe. Sie hütete sich, irgendwelche Statements über ihren Mann abzugeben – kein »wunderbarer Mensch«, kein »er wird uns fehlen«. Nur, dass sie ihn gekannt hatte, eine knappe Beileidsbekundung und ein Teller mit Hähnchenbrust, Kartoffeln und gegrilltem Spargel, den sie auf dem Weg hierher gekauft hatte. Sophie hatte furchtbaren Hunger, rührte das Essen aber zunächst nicht an. Sie ging an die Hausbar. Fiona, die alles vorhersah, gebot ihr Einhalt und fragte sie, was sie trinken wolle. »Ruhnen Sie sich aus, ich bringe es Ihnen.«

Gerry Davis war inzwischen gegangen, und sie ließen sich mit zwei Gläsern von Emmetts Jim Beam im ruhigen Wohnzimmer nieder. Bevor sie etwas sagen konnten, klingelte das Küchentelefon, und Fiona nahm ab. Sie war gleich wieder da. »Es ist Glenda Bennett – möchten Sie mit ihr sprechen?«

Sophie hörte ein *Murmel-murmel*.

»Sicher.«

Sie hörte ein *Peng!* Dann noch ein *Peng!* Dann ein nasses Geräusch.



Olen Steinhauer

## **Die Kairo-Affäre**

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-43814-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2015

Alles beginnt mit einem Wort: Stumbler. Ein längst verworfener Plan der CIA, der vorsah, mithilfe libyscher Exilanten das Gaddafi-Regime zu stürzen. Jetzt verschwinden diese Männer, einer nach dem anderen, ein Analyst aus dem CIA-Hauptquartier in Langley ist wie vom Erdboden verschluckt, und ein amerikanischer Diplomat, Emmet Kohl, wird wie aus dem Nichts erschossen. Die Fäden dieses verworrenen Netzes von Ereignissen laufen in Kairo zusammen. Hier ringen, am Vorabend des arabischen Frühlings, die Geheimdienste aus aller Herren Länder um Kontrolle. Und Sophie Kohl versucht hier, den Mord an ihrem Mann aufzuklären. Doch Information ist in dieser paranoiden Welt der Täuschungen und Tarnungen das teuerste Gut, das es gibt.



[Der Titel im Katalog](#)